Das Ich im Schatten der Methode

Eine Hinführung zum Potenzial autoethnografischen Schreibens für wissenschaftliche Praxis

Stefanie Vochatzer & Sebastian Engelmann

„Beobachtungen aus erster Hand sind angesagt: Setzen Sie sich in die Empfangshallen der Luxushotels und auf die Treppenstufen von Abrisshäusern, machen Sie es sich auf den Polstergarnituren der Reichen ebenso bequem wie auf den Holzpritschen im Obdachlosenasyll ... Mit einem Wort, machen Sie sich die Hände schmutzig mit realer Forschung!“ (Robert Ezra Park in Burgess 1982: 6)

Das Zitat des heute bekannten Begründers der Chicago School, Ezra Park, greift den Charakter der damaligen Forschungswende deutlich auf. Der Aufruf zur „realen Forschung“ stellte klare Forderungen an Forscher*innen und ihr methodisches Vorgehen: Forschung bedeutet, vollen Einsatz zu zeigen, sich in soziale Situationen zu begeben und sich im vollen Wissen um die Fragilität gesellschaftlicher Zuschreibungen auf die Sichtweisen der Beforschten einzulassen (Riemann 2018: 30). Nur auf diese Art konnten soziale Kontexte wie das Chicago der Jahre zwischen den Weltkriegen als „Kristallisationspunkt des Sozialen betrachtet [werden, S. E./S. V.] als Ort, an dem verschiedenste gesellschaftliche Phänomene in einer Art Laborsituation erforscht werden können“ (Ploder 2018: 40). Das individuelle Erleben von tätigen Subjekten im Forschungsprozess rückte ins Zentrum der Aufmerksamkeit, soziale Handlungen wurden zum Hauptbezugspunkt der empirischen Forschung.

Warum aber dieser kurze Ausflug nach Chicago? Fakt ist, dass die Auswirkungen der Chicago School sich auch noch heute in der qualitativen Forschung niederschlagen. Sie sind im Fundament des methodischen Vorgehens eingebunden – oft werden sie aber nicht reflektiert. Stark verkürzt ist das Ziel qualitativer Forschung, Beobachtetes und dessen Bedeutung zu rekonstruieren und schließlich zu interpretieren (Strübing 2018: 1f.). Es geht also darum, „wie vom Individuum aus gesehen Gesellschaft erscheint, statt von der Gesellschaft her nach dem Individuum zu fragen“ (Hitzler 2010: 29, Hervorhebung im Original). Das Nachvollziehen dieser individuellen Sichtweise geschieht durch methodisch kontrolliertes Fremdverstehen. Die Hermeneutik, das regelgeleitete und somit im wissenschaftlichen Kontext eingebettete Verstehen, gibt an dieser Stelle Kriterien vor, wie das kontrollierte Fremdverstehen anzugehen ist. Die hermeneutische Spirale beschreibt in diesem Zusammenhang den Vorgang des tieferen Verstehens (Klafki 1971/2001: 148).

Somit ist qualitative Forschung in unserem Verständnis durch ein spannungsreiches Verhältnis zu ihrem Gegenstand gekennzeichnet: Bei zeitgleicher Wahrung einer Distanz will sie so nah wie möglich an die sozialen Verhältnisse herankommen. Dabei muss sie

sich unweigerlich der Frage nach dem Ich der Forscher*innen stellen – denn schließlich sind es reale Personen, die sich in soziale Kontexte begeben. Es drängt sich die Frage auf, wie das Ich, das erkennende und oft genug leidende Subjekt, in diesem Setting zu verorten ist. Das Schlagwort *Autoethnografie* dient uns hierfür als Markierung in der Diskussion. Autoethnografie verstehen wir in unserem Beitrag als empirisch forschende Praxis, die sich intensiv mit dem individuellen Erleben und dessen gesellschaftlicher Bedingtheit auseinandersetzt. So tritt das Ich in der Autoethnografie aus dem Schatten der vermeintlich objektiven Methode hervor. Es wird selbst zum Untersuchungs- und Erkenntnisgegenstand der Forschung – dennoch bleibt es in anderen methodischen Zugängen weiterhin im Schatten verborgen. Denn die Rolle des Ichs ist im Mainstream der deutschsprachigen Forschungspraxis zumeist stark eingeschränkt; auch nach Sichtung gängiger Methodenhandbücher (Akremi et al. 2018; Friebertshäuser 2013) wirkt die Thematisierung des Ichs eigentümlich reduziert. Hauptsächlich wird es auf die Notwendigkeit der Reflexion des/der Forscher*in im Forschungsprozess, auf die eigene Standortgebundenheit (Mruck/Breuer 2003; Knoblauch 2009; Friebertshäuser/Rieger-Ladich/Wigger 2009) oder auf den Umgang mit subjektiven Erfahrungen reduziert (Koller 2017: 208).

Die oben aufgeworfene elementare Frage nach dem Ich bleibt bislang unbeantwortet. Aber wenn dem Ich der Forscher*innen zum einen so wenig Bedeutung zugesprochen wird, warum wird dieses dann in der Autoethnografie so prominent zum Gegenstand der Betrachtung? Ausgehend von der hier nur kurz skizzierten und in der Diskussion der Sozialwissenschaften verorteten Situation werden wir in diesem Artikel die Fragen beantworten, *wie und warum subjektive Erlebnisse und Sichtweisen in der Autoethnografie zum Gegenstand wissenschaftlicher Forschung werden und welches Potenzial hierbei zum Vorschein kommt.*

Der Aufbau des Beitrags folgt dabei aus der Fragestellung: Wir werden einen Einblick in autoethnografische Produkte geben, dabei die Rolle des Ichs betrachten und letztlich die Potenziale autoethnografischen Arbeitens klar umreißen. Um sich dem autoethnografischen Schreiben anzunähern, wird im ersten Schritt der Entstehungshintergrund der Methode aufgezeigt. Dabei steht die Frage nach der Repräsentation im Forschungsprozess und der Selbstreflexion von Forscher*innen im Zentrum. In einem zweiten Schritt werden die Anforderungen und Kriterien beleuchtet, welche die Autoethnografie an Forscher*innen beim Verfassen von Texten stellt. Hier wird die Offenheit und die damit verbundene Verletzlichkeit der Forscher*innen im Schreibprozess zum Gegenstand. Gleichzeitig nehmen auch Leser*innen autoethnografischer Produkte eine besondere Rolle ein. Aus diesen Darstellungen lassen sich anschließend Potenziale der Autoethnografie herausarbeiten. Zum einen werden unter dem Fokus *Schreiben als Therapie* Möglichkeiten für die Schreibpraxis als Selbstreflexion hervorgehoben. Zum anderen wird unter dem Stichwort *Wirklichkeit* sowohl der Kritik autoethnografischer Produkte Aufmerksamkeit geschenkt als auch deren Mehrwert für die Wissenschaft klar ausgewiesen. Abschließend nehmen wir uns der Frage über die Zukunft der Autoethnografie an und diskutieren, wie autoethnografisches Arbeiten in der pluralen Welt der Methoden bestehen kann. Schließlich be-

antwortet der Artikel die Frage nach der Stellung der Forscher*innen in der autoethnografischen Forschung und diskutiert mögliche Kritikpunkte und Potenziale dieses Zugangs.

Zwischen Kunst und Wissenschaft – Hintergründe der Autoethnografie

Was aber bedeutet Autoethnografie? Im Anschluss an die oben bereits eingeführte Arbeitsdefinition ist zunächst festzuhalten, dass es sich bei der Autoethnografie um einen qualitativen Forschungsansatz handelt. Dieser stützt sich auf die subjektiven Erfahrungen der Forscher*innen (*Auto*), die sie in eigenen oder fremden Kulturen machen (*Ethno*). Die Erfahrungen der Forscher*innen stellen dabei das Hauptaugenmerk der Methode dar und werden in diesem Rahmen *beschrieben* und analysiert (*Grafie*) (Geimer 2011: 301). Die Autoethnografie – und das muss an dieser Stelle deutlich hervorgehoben werden – ist nicht nur ein methodisches Vorgehen; in einigen Publikationen wird sie auch als eigenständige Art der Weltbetrachtung verstanden (Ellis 2004: 169). Viel eher kann die Autoethnografie somit als eigenständiger Forschungsstil ausgewiesen werden, der den Fokus der etablierten qualitativen Forschung von der Beobachtung der Subjekte auf die Forscher*innen und ihre Erfahrungen im Forschungsprozess selbst lenkt. Aus diesen Erfahrungen soll und kann, so die Annahme der Vertreter*innen, Erkenntnis über soziale Phänomene – und nicht zuletzt über die Forscher*innen selbst – generiert werden.

Prägnant für die Autoethnografie ist, dass rückblickend und ausgewählt über Ereignisse geschrieben wird, die Autoethnograf*innen selbst erlebt haben (Ellis/Adams/Bochner 2010: 346). Wichtig ist dabei, dass die subjektive Sichtweise der Forscher*innen und somit ihre „individuellen persönlichen Sinnkonstruktionen“ (Reinmann/Schmohl 2016: 1) zum Ausdruck kommen. Anders als bei der teilnehmenden Beobachtung wird hier die Beobachtung der Teilnahme zum Zentrum der Methode (Geimer 2011: 301). Diese zunächst ungewöhnliche Fokussierung auf den/die Forscher*in und die damit einhergehende Verhaftung in der Konstruktion erster Ordnung ist wohlbegründet. Sie ergibt sich aus der radikalen Annahme, dass es *kein* methodisch kontrolliertes Fremdverstehen geben kann. Mit Bezug auf die politischen Krisen der 70er-Jahre des 20. Jahrhunderts und die Dekonstruktionen des kulturellen Apparats als Unterdrückungsinstrument durch Stuart Hall, die Cultural Studies und andere schwingt hier eine politische Motivation mit. Dem kritischen Projekt der Selbstbetrachtung wohnt der Drang nach Veränderung inne, nach dem Motto: „All of research is political“ (Finley 2011: 437). Somit geht mit dem Erstellen autoethnografischer Produkte vor dem Hintergrund der Cultural Studies und der damit einhergehenden Krise der Repräsentation eine Kritik einher, die sowohl das wissenschaftliche Vorgehen infrage stellt als auch einen politischen Willen transportiert. Die Frage, ob Forschung überhaupt in der Lage sein kann, rein objektiv zu sein, wird von Vertreter*innen der Autoethnografie klar beantwortet: Forscher*innen und ihr Blick auf die Welt sind durch Faktoren wie Alter, Geschlecht oder Ethnie beeinflusst. Vertreter*innen einer hegemonialen Forschung nehmen ohne Betrachtung ihres *default settings* meist eine „weiße,

maskuline, heterosexuelle, christliche und nicht behinderte Perspektive der Mittel- und Oberschicht [ein, S. V./S.E.], die andere Formen von Wissen ausklammert bzw. als unzulänglich und ungültig erscheinen lässt“ (Ellis/Adams/Bochner 2010: 346). Das die Autoethnografie auch queere Perspektiven befördert, ist daher nicht verwunderlich (Holman Jones/Harris 2019). Mit dem Fokus der Autoethnografie auf die subjektiven Erfahrungen der Forscher*innen wird die hier beschriebene Annahme einer objektiven Wahrheit, die von außen an Beobachtetes herangetragen wird, ausgeschlossen. Zum Gegenstand wird nur die oft affektiv bestimmte, ungefilterte Erfahrung des forschenden Subjekts, welche sich selbst in den Blick nimmt und viel mehr über die Selbstbeobachtung preisgibt als über die Beobachtung anderer. Auf diese Art unternimmt die Autoethnografie den Versuch, mit normalisierenden und distanzierenden Betrachtungen von Realität zu brechen.

Die Autoethnografie entfernt sich nicht nur mit dem Blick auf das Ich von dem, was klassischerweise unter rekonstruktiver Forschung verstanden wird. Auch in ihrer Darstellungsform wählt sie einen speziellen Weg, wie er besonders in der Performance Autoethnografie zur Anwendung kommt. Hier werden künstlerische Formen gewählt, um Inhalte darzustellen, wie beispielsweise Gedichte, Dramen oder Aufführungen. Diese besondere Darstellung soll Leser*innen und Zuhörer*innen die Möglichkeit geben, den Gegenstand besser zu verstehen. Eine solche affektive Ansprache könne, so die Annahme der Vertreter*innen, nicht (nur) in Schriftform geschehen: „A reader of autoethnographic texts must be moved emotionally and critically. Such movement does not occur without literary craft“ (Spry 2001: 714). Die Grenzen zwischen Kunst und Wissenschaft werden somit aufgelöst (Manovski 2014). Erklärtes Ziel ist, „die performative Kraft des literarischen Mediums zur Herstellung einer identifikatorischen und bedeutungsgenerierenden Beziehung mit den Leserinnen zu nutzen“ (Ploder/Stadlbauer 2013: 379). Die affizierende Darstellungsform dient dabei nicht nur der Unterhaltung und Vermittlung von Inhalten. Hintergründig schwingt hier die Idee mit, ein heterogenes Publikum zu erreichen, das aus dem Blickwinkel traditioneller Forschung sonst nicht adressiert wird, gar unsichtbar bleibt.

Zusammenfassend lässt sich an dieser Stelle festhalten, dass mit der Autoethnografie ein Forschungsstil präsentiert wird, der nicht nur die Rekonstruktion von Wirklichkeit kritisch betrachtet. Auch die Rolle der Forscher*innen und der Einfluss von beispielsweise sozialen, biophysischen, ökonomischen oder kulturellen Effekten der Realitätserzeugung im Forschungs- und Schreibprozess wird betont. Durch dieses Vorgehen sollen nicht lediglich Erkenntnisse aus subjektiven Erfahrungen gewonnen werden. Stattdessen setzt die Autoethnografie ein politisches Zeichen. Sie mahnt die Reflexion der Rolle des Ichs in der (Sozial-)Forschung an. Sie verweist so auf die Eingebundenheit der forschenden Subjekte und ihre Involviertheit in den Prozess der Produktion wissenschaftlichen Wissens – das Schreiben selbst ist dementsprechend ein voraussetzungsreicher Prozess, den wir nun genauer betrachten werden.

Das Erstellen autoethnografischer Produkte – Kriterien des Schreibens

„Autoethnography shows struggle, passion, embodied life [...]. Autoethnography wants the reader to care, to feel, to empathize, and to do something, to act.“ (Ellis/Bochner 2006: 433)

Ziel der Autoethnografie ist laut dieser einschlägigen Definition, dass ein Produkt erzeugt wird, an welches Leser*innen oder Personen aus dem Publikum anknüpfen können, Gelesenes oder Erlebtes nachempfinden und schlussendlich selbst beginnen zu handeln. Dabei werden häufig Themen zum Gegenstand, die besonders intime, emotionale und außergewöhnliche Phasen des Lebens aufgreifen. So werden das eigene Coming-out (Adams 2011), Trauererfahrungen (Ellis 1995), das Erleiden von Krankheiten wie Krebs oder Bulimie (Goodall 2012; Ronai 1996) – aber auch andere persönliche Erfahrungen wie die Erlebnisse nach einem Schlaganfall (Speedy 2015) zum Gegenstand gemacht; denn schließlich sind all diese Erfahrungen gesellschaftlich überformt (Koesling/Kieselbach/Bozarro 2019). Mit dem Bezug auf persönliche Themen soll dem Problem der Repräsentation entgegengewirkt werden. In Denzins (1997: 228) Worten geht es darum, „[to] bypass the representational problem by invoking an epistemology of emotion, moving the reader to feel the feelings of the other“. Das Hauptaugenmerk des Erkenntnisprozesses liegt hierbei im Lesen autoethnografischer Daten. Diese führen im Idealfall bei Leser*innen zu einer tiefen, nachvollziehenden Immersion des Geschriebenen. „Der Prozess des Verstehens endet demnach nicht mit der Produktion des Textes, sondern erst mit dem sinnlichen, emotionalen Erleben der jeweiligen Leserinnen“ (Ploder/Stadlbauer 2013: 377). Dabei stützt sich die Autoethnografie auf bestimmte Voraussetzungen, welche der/die Forscher*in mitbringen muss. Prägnant hervorgehoben wird hier die Verletzbarkeit der Forscher*innen, welche mit deren Öffnung und Darstellung intimer Erfahrungen einhergeht: „It needs the researcher to be vulnerable and intimate. Intimacy is a way of being, a mode of caring, and it shouldn't be used as a vehicle to produce distanced theorizing“ (Ellis/Bochner 2006: 433). Erneut wird hier deutlich, dass die Forscher*innen selbst als Subjekte in Erscheinung treten. Sie verabsolutieren ihre Position nicht, sondern radikalisieren ihre Subjektivität mit dem Anspruch, anschlussfähig für ihre Leser*innen zu sein und neue Arten des Verstehens zu ermöglichen.

Durch solche Momente des Verstehens zeichnet sich gute Autoethnografie aus:

„I seek [...] an existential ethnography, a vulnerable ethnography which shows us how to act morally, in solidarity, with passion, with dignity [...]. This ethnography moves from my biography to the biographies of others, to those rare moments when our lives connect.“ (Denzin 2000: 402)

Dieses Vorgehen im Schreibprozess, das die Autoethnografie Forscher*innen abverlangt, stellt in einem wissenschaftlichen Umfeld, in dem der Blick auf das Ich der Forscher*in-

nen unüblich ist, lediglich durch methodisch geleitete Reflexion vollzogen oder gar ausgeklammert wird, eine große Herausforderung dar. Die Überwindung und Ehrlichkeit gegenüber sich selbst stellt Forber-Pratt (2015) eindrücklich dar, wenn sie formuliert:

„The reality is, simply writing an autoethnographic account is scary. The first challenge I faced was coming to terms with exposing myself and embracing this methodology to its fullest and finding my voice. As Ellis describes, it is about making oneself vulnerable. It is exposing one’s strengths, weaknesses, innermost thoughts, and opening it up for others to criticize. It’s voluntarily standing up naked in front of your peers, colleagues, family, and the academy, which is a very bold decision! When I started down this path, I made a commitment to myself that I would finish writing knowing that I was true to myself and to not hide behind any facades through this process.“ (Forber-Pratt 2015: 821)

Die Autoethnografie legt, ausgehend von ihrem Forschungsverständnis, angepasste Kriterien für gute autoethnografische Produkte fest. Grundlegend wird in der Autoethnografie großer Wert daraufgelegt, wie die Erzählungen von Leser*innen aufgenommen, sie verstanden werden und welche Reaktion sie erzeugen. Die *Nachvollziehbarkeit* des Textes ist das *härteste* und zugleich *meistdiskutierte* Kriterium. Denn es ist von Bedeutung, ob eine Erzählung glaubwürdig ist, ob eine Person etwaige Erlebnisse bspw. zu dieser Zeit erlebt haben kann und ob die Person selbst an die Erzählung glaubt (Ellis/Adams/Bochner 2010: 351). Ist die Erzählung für Leser*innen nachvollziehbar und glaubwürdig, bietet sie die Chance, in die Geschichte einzusteigen. Auch die Frage der *Generalisierbarkeit* wird im Kontext der Autoethnografie neu erschlossen: Hier muss der/die Leser*in entscheiden, ob die Erzählung an bereits Erlebtes oder an Erfahrungen von Menschen anschließt, welche der/die Leser*in kennt. Dabei kann es vorkommen, dass Leser*innen keine Erfahrung mit dem Dargestellten haben. Kommen sie dennoch über die Inhalte ins Nachdenken und verknüpfen Unterschiede oder Gemeinsamkeiten, sind sie dabei, Neues über bislang Unbekanntes zu erfahren (Ploder/Stadlbauer 2013: 376; Ellis 2004: 195). Laut Vertreter*innen der Autoethnografie zeichnen sich gute autoethnografische Daten dadurch aus, ob sie „lifelike, as believable as possible“ (Ellis/Bochner 2000: 751) sind.

Autoethnografisches Schreiben fordert den Forscher*innen somit eine ungewöhnliche Offenheit ab. Es verlangt, persönlich Erlebtes für andere darzustellen und offenzulegen. Gleichzeitig werden die Kriterien des wissenschaftlichen Schreibens an den Rahmen, welchen die Autoethnografie setzt, angepasst. Diese Anpassung wirkt zunächst ungewohnt und irritierend. Das Potenzial des ungewöhnlichen Forschungsansatzes soll im Folgenden beleuchtet werden. Dabei werden wir zum einen die Rolle der Forscher*innen thematisieren und zum anderen Möglichkeiten für die wissenschaftliche Praxis diskutieren.

Das Potenzial der Autoethnografie für Praxis und Wissenschaft

Schreiben als Therapie

Die besondere Rolle der Forscher*innen, sich und die eigene Gefühlswelt im Prozess des autoethnografischen Schreibens zu offenbaren, birgt das Potenzial, nachvollziehbare und anschlussfähige Texte zu produzieren. Denn durch die Offenheit der Forscher*innen werden deren subjektive Erlebens- und Lebenswelt jederzeit Teil der Betrachtung. Aufseiten der Verfasser*innen gerät hier ein nahezu therapeutisches Moment in den Blick (Ellis 2004: 136). Das Niederschreiben einschneidender Erlebnisse der eigenen Lebenswelt ist, wie bereits unter dem Schlagwort der Verletzlichkeit ausgeführt wurde, kein leichtes Unterfangen. Für Erlebnisse, Gefühle und Handlungen müssen Worte gefunden werden, um einzufangen, was zum Ausdruck kommen soll. Dies kann zum einen dabei helfen, komplexe Situationen besser zu verstehen (Poulos 2019; Kiesinger 2002), andererseits auch entlastend wirken (Atkinson 2007). Dabei entstehen Texte oder „messy stories, die von akut oder retrospektiv in emotionale Prozesse involvierten Subjekten aufgezeichnet und weiterbearbeitet werden“ (Ploder/Stadlbauer 2013: 377). Diese Storys werden im Prozess des Schreibens selbst zur Erkenntnismethode. Sehr nachvollziehbare Worte für diesen Prozess findet Goodall (2012: 724) in der Einleitung seines autoethnografischen Textes über seine Krebserkrankung:

„I wanted to use writing to regain some control over what was happening to me and to our family, and I also wanted to write through my cancer experiences in such a way that it might offer hope to others. It was in this spirit of a ‚narrative therapy‘ to augment the chemotherapy that I began a blog.“ (Goodall 2012: 724)

Das Schreiben über eigene Erfahrungen wird hier als ein Zugang ausgewiesen, sich selbst zu verstehen – zugleich wird eine subjektive Erfahrung anschlussfähig für Leser*innen gemacht und so ein Kommunikationsraum eröffnet. Die Interpretationsmöglichkeiten in der entstehenden Trias Autor*in, Leser*in und Text werden somit ausgeweitet. Es geht nun nicht mehr um einseitige Kommunikation, sondern um Ansprache, Veränderung, Selbstthematisierung und Anschlussfähigkeit. Im Schreibprozess wird das Geschriebene analysiert und überarbeitet, dabei untersuchen die Verfasser*innen hinterlegte Motive und Themen. Sie überlegen, was der Text über das Erlebte zum Ausdruck bringen kann – und soll. Durch die intensive Beschreibung und Analyse der eigenen Erfahrungen, so die Annahme, sollen „soziale und kulturelle Phänomene“ (Ploder/Stadlbauer 2013: 376) sichtbar gemacht und letztlich verstanden werden. Solche intensiven Arten des Schreibens können auch in institutionellen Kontexten wie in Arbeitsteams oder bei Studierenden Anwendung finden. Dabei können andere Blickwinkel, der dabei entstehende Austausch und die Reflexion der schriftlich fixierten Erfahrungen die Chance ermöglichen, die Flexibilität des zweiten Blicks zu nutzen. Sichtweisen, Erkenntnisse und Handlungsmuster, die bislang übersehen oder gar kategorisch ausgeschlossen wurden, können experimentell er-

probt und gemeinsam reflektiert werden. Durch die Besprechung und Reflexion der Handlungs- und Sichtweisen kann ein Lern- und Veränderungspotenzial zum Tragen kommen (Arnold 2007: 65).

Die Frage nach der Wirklichkeit – das Potenzial für die Wissenschaft

Die Autoethnografie stellt mit ihren Kriterien und Erwartungen an den Forschungsprozess eine durchaus ungewöhnliche Methode dar. Dennoch hat sie im deutschen Sprachraum bereits vereinzelt Eingang in die empirische Forschung gefunden. So werden beispielsweise in der Psychologie (Ellis/Adams/Bochner 2010), der Volkskunde (Ploder/Stadlbauer 2013) und den Sozialwissenschaften (Geimer 2011) grundlegende Überlegungen der Autoethnografie diskutiert. Auch in der hochschuldidaktischen Begleitforschung finden sich erste Versuche, die Vorgehensweise zu etablieren (Reinmann/Schmohl 2016). Vereinzelt wird die Methode auch mit dem Blick auf ihren politischen Charakter diskutiert, wie bspw. im Berliner Methodentreffen (Mey/Mruck 2014). So nimmt sich Winter (2014) in seinem „Plädoyer für kritische Perspektiven in der qualitativen Forschung“ mit dem Hintergrund einer „Politik des Möglichen“ der Autoethnografie an. In seinem Schlusswort betont er ausdrücklich, dass Wissenschaft eine „politische Praxis“ (Winter 2014: 129) sei. Folglich sollen sich Forscher*innen bewusst sein, dass die Aufgabe einer kritischen Sozialwissenschaft darin liege, „Erfahrung, Politik, Performativität und Ermächtigung miteinander zu verknüpfen“ (Winter 2014: 129). Weiterhin kann zum einen auf das Methodenbuch der „Einführung in die Diary-Verfahren“ von Kunz (2018) verwiesen werden, in welcher sie die Analyse von Tagebüchern starkmacht. Zum anderen ist die Dissertation von Twrdy (2009) zu erwähnen, die sich im Rahmen der Erwachsenenbildung der Autoethnografie bedient.

Trotz des nur vereinzelt auftretenden Aufkommens der Autoethnografie ist sie längst ins Sperrfeuer der Kritik geraten. Bereits in der Darstellung der Hintergründe autoethnografischer Produkte dürfte deutlich geworden sein, dass es sich bei dieser Methode nicht um eine banale Änderung methodisch geleiteten Fremdverstehens handelt. Grundsätzlich geht es um die Frage, wie die (soziale) Wirklichkeit dargestellt wird – eine Frage, die gelegentlich im interdisziplinären Gespräch als „zu grundsätzlich“ abgetan und aus „pragmatischen“ Gründen verworfen wird. Die Autoethnografie scheint hier einen wunden Punkt zu treffen, sie provoziert und ruft zur Gegenrede auf (Ploder/Stadlbauer 2013: 380). Dabei kritisiert sie nicht nur die Art und Weise etablierter interpretativer Verfahren, sondern scheint auch die Rollenzuschreibungen im wissenschaftlichen Bereich zu sprengen. Denn sie belegt die Rolle der Forscher*innen doppelt: Zum einen sind diese als Produzent*innen von Daten gefragt. Gleichzeitig sind sie Erforscher*innen ihrer selbst im Prozess des Schreibens und Umschreibens. Zusätzlich wird Leser*innen eine aktive Rolle zugeschrieben. Hintergrund ist die erkenntnistheoretische Annahme, dass „Bedeutung im Forschungsprozess konstituiert, die beforschte Wirklichkeit durch Forschung transformiert wird und Leser*innen Forschungsergebnisse produzieren“ (Ploder/Stadlbauer 2013: 378). Das Verhältnis von Forscher*in und Gegenstand, Leser*in und Forscher*in und der Charakter der

Wissenschaft als vermeintlich objektive Instanz werden so fraglich. Geimer (2011) bringt das Verhältnis der Vorgehensweise interpretativer Forschung und der autoethnografischen Herangehensweise treffend auf den Punkt:

„Es scheinen [...] qualitative Verfahren deutscher Tradition und die Neuerungen der AE/PE¹ in einem ähnlich antagonistischen Verhältnis zu stehen wie einst qualitative Verfahren und die Tradition der quantitativen Forschung.“ (Geimer 2011: 303)

Demnach dürfte es nicht verwunderlich sein, wenn Ploder und Stadlbauer (2013) berichten, dass Teilnehmer*innen auf Tagungen „verhalten bis ablehnend auf die Autoethnografie reagieren“ (Ploder/Stadlbauer 2013: 381). Neben der bislang noch ungewöhnlichen Inszenierung autoethnografischer Produkte erschöpft sich der Großteil der Kritik im Solipsismusvorwurf. Die Fokussierung auf das individuelle Erleben der Forscher*innen wird kritisiert. Teilweise wird auch eine „narzisstische Nabelschau“ (Ploder/Stadlbauer 2013: 381) attestiert. Die kritische Frage, die sich hinter dieser an die Person der Forscher*in gerichtete Invektive verbirgt, ist, wie Einzelne in der Auseinandersetzung mit sich selbst Erkenntnisse über *eine Welt da draußen* einfangen können. Im gleichen Zuge kann hier die Kritik an einer Selbstinszenierung der Forscher*innen eingebracht werden, die ihre persönliche Biografie „als Ware auf den akademischen Markt“ (Ploder/Stadlbauer 2013: 389) bringen und somit die „Logik neoliberaler Wirtschaftspolitik“ (Ploder/Stadlbauer 2013: 389) bedienen. Doch genau hinter diesem Vorgehen steht eine bestimmte Annahme, die zugleich ein Qualitätskriterium autoethnografischer Arbeiten ist: „[D]ie Überzeugung, dass Lebensgeschichten niemals nur von der Person handeln, die sie schreibt, sondern dass jede Geschichte Anschlussmöglichkeiten für die Geschichten anderer bereithält“ (Ploder/Stadlbauer 2013, 376). „Subjektivität ist eine Voraussetzung des Sozialen. Das bedeutet nicht, dass sie dem Sozialen vorausgeht; sie ist vielmehr im Sozialen impliziert“ (Knoblauch 2009: 72). Warum sollen die Erzählungen und Analysen solcher Einzelfälle also nicht zum Gegenstand werden, wenn etwas über *die Wirklichkeit* in Erfahrung gebracht werden soll?

Doch wie wird nun mit einer Methode umgegangen, die bisherige Forschungslogiken auf den Kopf zu stellen scheint und sich gegen bereits etablierte Gewissheiten wendet? Kann sich diese in dem Kanon bereits etablierter Verfahren eingliedern oder droht das Ich weiterhin im Schatten anderer Methoden zu verschwinden? Abschließend möchten wir einen Ausblick auf die mögliche Entwicklung des autoethnografischen Projekts wagen, der freilich selbst eine Positionierung darstellt.

1 Hier Abkürzung für Autoethnografie und Performance Ethnografie

Leichte Brise oder aufziehender Sturm – Wie weiter mit der Autoethnografie?

Im Verlauf dieses Artikels ist deutlich geworden, dass die Autoethnografie hohe Ansprüche an Forscher*innen stellt. Die Diskussion um ihre Implikationen ist noch lange nicht abgeschlossen; die Autoethnografie ist nicht etabliert und bleibt bis jetzt experimentell und widerständig. Insbesondere im Schreibprozess selbst, aber auch in Hinblick auf Leser*innen und Zuhörer*innen fordert sie zu Selbstreflexion und Introspektion auf; frischer Wind in die Welt der Wissenschaft möchte man meinen. Mit Bezug auf den politischen Hintergrund der Methode wurde deutlich, dass dieser frische Wind nicht nur einer leichten Brise, sondern mehr einem aufziehenden Sturm ähnelt, der das scheinbar stabile Haus qualitativer Forschung durchaus ins Wanken bringen kann. Die damit einhergehenden Fragen nach der Repräsentation von Wirklichkeit und der zu reflektierenden Rolle von Forscher*innen rütteln hierbei stark am Fundament der (Sozial-)Forschung. Argumentative Gegenüberstellungen und die Berufung auf das Altbekannte in der Wissenschaft scheinen die Frontstellungen im wissenschaftlichen Feld aktuell zu verhärten, wie in der kurzen Rekonstruktion der Kritik an der Autoethnografie deutlich wurde.

Dabei ist die Grundidee, individuelles Erleben zum Erkenntnisgegenstand zu machen, nicht neu. Zu nennen sind hier bspw. die Aktionsforschung (Altrichter/Posch/Spann 2018) oder die Verknüpfung literarischer Werke mit etablierten Theorien (Augé 2012). Neben dem therapeutischen Aspekt, der beim autoethnografischen Schreibprozess von Relevanz sein kann, birgt die Methode die Chance, soziale Wirklichkeit methodologisch mit dem Fokus auf das Ich zu beforschen. Gehen wir davon aus, die Türen der Wissenschaft öffnen sich für die Autoethnografie mit ihren Besonderheiten und politischen Implikationen, anstatt das Haus immer von Neuem wetterfest zu machen, was würde dann geschehen? Eine abschließende Beantwortung dieser Frage oder gar eine Tendenz lässt sich aus dem aktuellen Forschungsstand zum Thema nicht direkt ableiten. Dennoch könnte die Integration autoethnografischen Arbeitens einen Platz in der wissenschaftlichen Praxis finden, denn „[w]issenschaftliche Forschung geschieht immer durch das Zusammenwirken *mehrerer Methoden*“ (Danner 2006: 17, Hervorhebung im Original). Als Wissenschaftler*innen könnten wir also selbst die Türen öffnen und in Abhängigkeit von Fragestellung und Ausrichtung des Forschungsvorhabens die passende Methode wählen. Die Autoethnografie stellt hier keine Ausnahme dar. Möglicherweise bringt der neue Blick auf die Wirklichkeit wertvolle Erkenntnisse, welche aktuell noch im Schattendasein des Ichs verborgen liegen. Schreib- und Forschungswerkstätten geben hier mit Sicherheit eine Möglichkeit, sich dem Ich in der Methode zu nähern. So kann das erneute Gespräch über die eigene wissenschaftliche Praxis hilfreich – wenn nicht gar überlebensnotwendig – für Ansätze wie die Autoethnografie sein, denn das „Verständnis davon, was Wissenschaft ist, ist dynamisch und wird von denen bestimmt, die Wissenschaft betreiben“ (Ploder/Stadlbauer 2013: 386).

Literatur

- Adams, Tony E. (2011): *Narrating the Closet. An Autoethnography of Same-Sex Attraction*. Walnut Creek: AltaMira.
- Akremiti, Leila/Baur, Nina/Knoblauch, Hubert/Traue, Boris (2018): *Handbuch Interpretativ forschen*. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Altrichter, Herbert/Posch, Peter/Spann, Harald (2018): *Lehrerinnen und Lehrer erforschen ihren Unterricht*. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt.
- Arnold, Rolf (2007): *Ich lerne, also bin ich. Eine systemisch-konstruktivistische Didaktik*. Heidelberg: Carl-Auer-Verlag.
- Atkinson, Paul (2007): The Life Story Interview As a Bridge In Narrative Inquiry. In: Clandinin, D. Jean (Hrsg.): *Handbook Of Narrative Inquiry: Mapping A Methodology*. Thousand Oaks/CA: Sage. 224–245.
- Augé, Marc (2012): *Tagebuch eines Obdachlosen*. Ethnofiktion. München: Beck.
- Bochner, Arthur/Ellis, Carolyn (Hrsg.) (2002): *Ethnographically Speaking: Autoethnography, Literature, and Aesthetics*. Walnut Creek: AltaMira.
- Bohnsack, Ralf/Meuser, Michael/Geimer, Alexander (Hrsg.) (2018): *Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung*. Stuttgart: Barbara Budrich.
- Burgess, Robert G. (1982): *Field Research: A Source Book and Field Manual*. London: Routledge.
- Clandinin, D. Jean (Hrsg.) (2007): *Handbook of Narrative Inquiry: Mapping a Methodology*. Thousand Oaks/CA: Sage.
- Danner, Helmut (2006): *Methoden geisteswissenschaftlicher Pädagogik. Einführung in die Hermeneutik, Phänomenologie und Dialektik*. München: Ernst Reinhardt.
- Denzin, Norman K. (1997): *Interpretive Ethnography: Ethnographic Practices for the Twenty-First Century*. Thousand Oaks/CA: Sage.
- Denzin, Norman K. (2000): Interpretive Ethnography. In: *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*. Vol. 3. No. 3. 401–409.
- Denzin, Norman K./Lincoln, Yvonna S. (2000): *Handbook of Qualitative Research*. Thousand Oaks/CA: Sage.
- Denzin, Norman/Lincoln, Yvonna S. (Hrsg.) (2011): *Handbook of Qualitative Research*. London/Los Angeles/New Dehli/Washington DC: Sage.
- Ellis, Carolyn (1995): *Final Negotiations: A Story of Love, Loss, and Chronic Illness*. Philadelphia: Temple University Press.
- Ellis, Carolyn (2004): *The Ethnographic I: A Methodological Novel About Autoethnography*. Walnut Creek/Lanman/New York/Oxford: AltaMira.
- Ellis, Carolyn/Adams, Tony E./Bochner, Arthur (2010): Autoethnografie. In: Mey, Günter/Mruck, Katja (Hrsg.): *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 345–357.
- Ellis, Carolyn/Bochner, Arthur (Hrsg.) (1996): *Composing Ethnography. Alternative form of Qualitative Writing*. Walnut Creek: AltaMira.

- Ellis, Carolyn/Bochner, Arthur (2000): Autoethnography, Personal Narrative, Reflexivity. In: Denzin, Norman K./Lincoln, Yvonna S. (Hrsg.): *Handbook of Qualitative Research*. Thousand Oaks/CA: Sage. 733–768.
- Ellis, Carolyn/Bochner, Arthur (2006): Analyzing Analytic Autoethnography. In: *Journal of Contemporary Ethnography*. Vol. 35. No. 4. 429–449.
- Finley, Susan (2011): Critical Arts-Based Inquiry. The Pedagogy and Performance of a Radical Ethical Aesthetic. In: Denzin, N./Lincoln, K. (Hrsg.): *Handbook of Qualitative Research*. London: Sage. 435–450.
- Forber-Pratt, Anjali J. (2015): You're Going To Do What? Challenges of Autoethnography in Academy. In: *Qualitative Inquiry*. Vol. 21. No. 9. 821–835.
- Friebertshäuser, Barbara (Hrsg.) (2013): *Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft*. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Friebertshäuser, Barbara/Rieger-Ladich, Markus/Wigger, Lothar (Hrsg.) (2009): *Reflexive Erziehungswissenschaft. Forschungsperspektiven im Anschluss an Pierre Bourdieu*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Geimer, Alexander (2011): Performance Ethnography und Autoethnography: Trend, Turn oder Schisma in der qualitativen Forschung? In: *Zeitschrift für Qualitative Forschung*. Vol. 12. No. 2. 299–320.
- Goodall, Bud H. L. (2012): Three Cancer Poems. In: *Qualitative Inquiry*. Vol. 18. No. 9. 724–727.
- Hitzler, Ronald (2010): Der Goffmensch. Überlegungen zu einer dramatologischen Anthropologie. In: Honer, Anne/Meuser, Michael/Pfadenhauer, Michaela (Hrsg.): *Fragile Sozialität. Inszenierungen, Sinnwelten, Existenzbastler*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 17–36.
- Holman Jones, Stacy/Harris, Anne M. (2019): *Queering Autoethnography*. New York: Routledge.
- Honer, Anne/Meuser, Michael/Pfadenhauer, Michaela (Hrsg.) (2010): *Fragile Sozialität. Inszenierungen, Sinnwelten, Existenzbastler*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kiesinger, Christine E. (2002): My Father's Shoes: The Therapeutic Value of Narrative Reframing. In: Bochner, A./Ellis, C. (Hrsg.): *Ethnographically Speaking: Autoethnography, Literature, and Aesthetics*. Walnut Creek: AltaMira. 95–114.
- Klafki, Wolfgang (1971/2001): Hermeneutische Verfahren in der Erziehungswissenschaft (1971). In: Rittelmeyer, Christian/Parmentier, Michael (Hrsg.): *Einführung in die pädagogische Hermeneutik. Mit einem Beitrag von Wolfgang Klafki*. Darmstadt: WBG. 125–148.
- Knoblauch, Hubert (2009): Transzendente Subjektivität. Überlegung zu einer soziologischen Theorie des Subjekts. In: Raab, Jürgen et al. (Hrsg.): *Phänomenologie und Soziologie. Theoretische Positionen, aktuelle Problemfelder und empirische Umsetzungen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 65–75.
- Koesling, Dominik/Kieselbach, Kristin/Bozzaro, Claudia (2019): Chronischer Schmerz und Gesellschaft. Soziologische Analyse einer komplexen Verschränkung. In: *Der Schmerz*. Vol. 33. No. 3. 220–225.

- Koller, Hans-Christoph (2017): *Grundbegriffe, Theorien und Methoden der Erziehungswissenschaft. Eine Einführung*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Kunz, Alexa Maria (2018): *Einführung in Diary-Verfahren. Theorie und Praxis in qualitativer Forschung*. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Manovski, Miroslav Pavle (2014): *Arts-Based Research, Autoethnography, and Music Education. Singing through a Culture of Marginalization*. Rotterdam/Boston/Taipei: Sense.
- Mey, Günter/Mruck, Katja (Hrsg.) (2010): *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Mey, Günter/Mruck, Katja (Hrsg.) (2014): *Qualitative Forschung. Analysen und Diskussionen – 10 Jahre Berliner Methodentreffen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Mruck, Katja/Breuer, Franz (2003): Subjektivität und Selbstreflexivität im qualitativen Forschungsprozess – Die FQS-Schwerpunktausgabe. In: *Forum Qualitative Sozialforschung* (04.02.2003). Online im WWW. URL: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0114-fqs0302233> (Zugriff: 21.02.2019).
- Ploder, Adrea (2018): Geschichte der qualitativen und interpretativen Forschung. In: Akremi, Leila et al. (Hrsg.): *Handbuch Interpretativ forschen*. Weinheim/Basel: Beltz Juventa. 38–71.
- Ploder, Adrea/Stadlbauer, Johanna (2013): Autoethnographie und Volkskunde? Zur Relevanz wissenschaftlicher Selbsterzählungen für die volkscundlich-kulturanthropologische Forschungspraxis. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde*. Vol. 116. No. 3–4. 373–404.
- Poulos, Christopher N. (2019): *Accidental Ethnography: An Inquiry Into Family Secrecy*. New York: Routledge.
- Raab, Jürgen et al. (Hrsg.) (2009): *Phänomenologie und Soziologie. Theoretische Positionen, aktuelle Problemfelder und empirische Umsetzungen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Reinmann, Gabi/Schmohl, Tobias (2016): Autoethnografie in der hochschuldidaktischen Forschung. In: *Impact Free Journal für freie Bildungswissenschaftler* (07/2016). Online im WWW. URL: <https://gabi-reinmann.de/wp-content/uploads/2016/05/Impact-Free-3.pdf> (Zugriff: 14.6.2019).
- Riemann, Gerhard (2018): Chicagoer Schule. In: Bohnsack, Ralf/Meuser, Michael/Geimer, Alexander (Hrsg.): *Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung*. Stuttgart: Barbara Budrich. 28–33.
- Rittelmeyer, Christian/Permentier, Michael (Hrsg.) (1971/2001): *Einführung in die pädagogische Hermeneutik. Mit einem Beitrag von Wolfgang Klafki*. Darmstadt: WBG.
- Ronai, Carol Rambo (1996): My Mother is Mentally Retarded. In: Ellis, Carolyn/Bochner, Arthur (Hrsg.): *Composing Ethnography. Alternative Form of Qualitative Writing*. Walnut Creek: AltaMira. 109–131.
- Speedy, Jane (2015): *Staring at the Park. A Poetic Autoethnographic Inquiry*. London: Routledge.

- Spry, Tami (2001): Performing Autoethnography: An Embodied Methodological Praxis. In: *Qualitative Inquiry*. Vol. 7. No. 6. 706–732.
- Strübing, Jörg (2018): *Qualitative Sozialforschung: Eine komprimierte Einführung*. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Twrdy, Ute (2009): Forschung auf Umwegen. Narrative Empirie als transferorientierter Forschungszugang. In: *Magazin erwachsenenbildung.at*. Vol. 7/8. 1–10.
- Winter, Rainer (2014): Ein Plädoyer für kritische Perspektiven in der qualitativen Forschung. In: Mey, Günter/Mruck, Katja (Hrsg.): *Qualitative Forschung. Analysen und Diskussionen – 10 Jahre Berliner Methodentreffen*. Wiesbaden: Springer VS. 117–132.

Autor*innen

Stefanie Vochatzer, Sozialpädagogin (B. A.) Schwerpunkt Netzwerk- und Sozialraumarbeit. Aktuell Mitglied im interdisziplinären Studienkolleg des Forum Scientiarum und Studierende im Masterstudiengang Bildung und Erziehung: Kultur – Politik – Gesellschaft der Universität Tübingen.

Dr. phil. **Sebastian Engelmann**, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Erziehungswissenschaft, Universität Tübingen. Aktuell angestellt in einem Forschungsprojekt zur Initiation in wissenschaftliche Schreib- und Leseprozesse.